

Energiewende, Wohnungsnot, soziale Innovation

Neue Perspektiven für die Stadtplanung

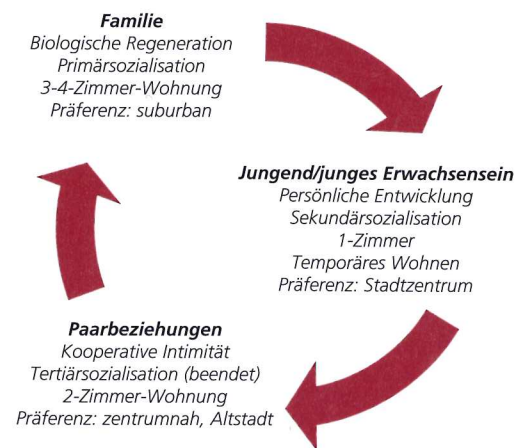
In der Analyse heutiger Wohnformen und Wohnverhältnisse offenbart sich eine Reihe von Gründen, die erklären, wie und warum sich die Stadtgesellschaft und mit ihr die Stadtentwicklung in den letzten Jahrzehnten veränderte. Der Aufsatz zeigt, wie diese Prozesse zu einem *riskanten Wohnen* in der Stadt geführt haben und welches geänderte Planungsverständnis dafür erforderlich ist.

Der Generationszyklus

Der Zusammenhang von individuellem Handeln, Wohnen und Stadtentwicklung basierte bis in die 1980er Jahre auf dem Generationszyklus. Dieses Modell geht von einem relativ hohen Zusammenhang zwischen Wohnort, Wohnform, Lebensphase und Einkommen aus und impliziert eine soziale Aufwärtsbewegung und eine relativ geringe räumliche Mobilität: Nach dem Schulabschluss werden familiäre Strukturen verlassen, um Ausbildung und Stu-

dium in einer zentrumsnahen Situation – meistens in einem 1-Zimmer-Arrangement – zu absolvieren. In der nächsten Phase, der *kooperativen Intimität*, werden Paarbeziehungen eingegangen, und der 1-Zimmer-Wohnung folgt eine größere, meist innerstädtisch gelegene. Mit Beginn der biologischen Reproduktion besteht der Bedarf nach Wohnformen mit drei bis vier Zimmern, überwiegend im suburbanen Raum.

Dieser Generationszyklus, der sich über die biologische Reproduktion wiederholt, erklärt ab den 1990er Jahren nicht mehr umfassend die Vielfalt in der Stadtentwicklung. Die nunmehr erforderliche Modifikation des Generationszyklus berücksichtigt, dass die bis in die 1980er Jahre übliche soziale Aufwärtsbewegung nicht mehr generell von allen Bürgern erreicht wird. Damit ist auch der Zyklus steigender Einkommen und der damit verbundenen Nachfrage nach größeren und qualitativ volleren Wohnräumen nicht mehr gegeben. Im Ergebnis verlassen Menschen ihre räumliche Lebenssituation nicht beziehungsweise kehren in räumliche Situationen früherer Lebensphasen zurück: So „verharren“ immer mehr Menschen in der Phase der Paarbeziehung, gehen jedoch nicht die Gründung von Familien ein. Jede dritte Frau in Deutschland bleibt kinderlos. Zudem sind Paarbeziehungen von einer erheblichen Instabilität charakterisiert, die sich in einer aktuellen Scheidungsquote von 30 bis 40 Prozent widerspiegelt. Für das räumliche Wohnverhalten bedeutet dies, dass 2-Zimmer-Wohnungen aufgrund ausbleibender Familiengründungen nicht verlassen werden, oder dass aufgrund der hohen Scheidungsrate nach dem suburbanen Einfamilienhaus der Rückzug in die 1-Zimmer-Wohnung gewählt wird.



Der Generationszyklus der 1980er Jahre

Soziale Innovationen

Für diese gesellschaftlichen Veränderungen sind fünf Gründe – die als soziale Innovationen bezeichnet werden – verantwortlich: flexiblere Arbeitsformen, eine erhöhte räumliche Mobilität, soziale Polarisierung, Lebensstildiversität und Intimitätsverlust.

Der erste Aspekt – die infolge der Dienstleistungsökonomie flexibilisierten Arbeitsformen – ist mit einer erhöhten Vermengung von Arbeit und Freizeit sowie von Freizeit und Wohnen verbunden. So werden verstärkt Wohnsituationen nachgefragt, die mit Arbeitsplätzen verzahnt sind – verzahnt im Sinne des Mobilitätsangebotes, der Versorgungsökonomie (Freizeit, Einkaufen) und der Vereinbarkeit von Arbeit und Familie.

Als zweiter Grund für ein geändertes Stadtleben ist die Ablösung der innerstädtischen durch eine intrastädtische Mobilität anzuführen. Aus ökonomischen Gründen bewegen sich Menschen seit den 1990er Jahren weitaus mehr zwischen den Städten fort. Diese Form der Mobilität bedeutet, dass die soziale und wirtschaftliche Entwicklung von Städten nicht mehr ohne das Netzwerk mit anderen Städten erklärt werden kann. Wohnen ist nicht mehr ein Gut, sondern wird aufgrund flexibler Arbeitsformen und der damit einhergehenden erhöhten Mobilität zu einer Aktivität. Nach einer Umfrage der Hans-Böckler-Stiftung pendeln über eine Million Leute auf Wochenbasis zwischen zwei Orten.

Der dritte Einflussfaktor ist die soziale Polarisierung: Der jährliche Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung belegt, dass in den 1990er Jahren etwa eine Million Menschen unterhalb der Armuts-

grenze lebten. Damit sind nicht nur höhere soziale Kosten verbunden, sondern diese Entwicklung hat zu einer erheblichen Verunsicherung der Bevölkerung geführt. Sozialpsychologische Studien, wie die von Ernst-Dieter Lantermann und Heinz Bude, zeigen, dass auch höhere Einkommensklassen über ihren künftigen sozialen Status verunsichert sind. Verbunden ist damit ein sozialpsychologisches Sicherheitsbedürfnis, das sich in dem Wunsch nach einem privaten Schutzraum ausdrückt. Dieses Verlangen wird im Wohnen psychologisch aufgeladen. Wohnung und Wohnumfeld übernehmen heute wesentlich stärker als in den 1990er Jahren die Funktion eines Schutzraumes. Dieses Phänomen tritt paradoxerweise zu einer Zeit auf, die von einer hohen Flexibilität im privaten wie im beruflichen Leben charakterisiert ist.

Im Ergebnis dieser Entwicklung messen die Menschen ihrer direkten Lebensumgebung eine sehr hohe Bedeutung zu. Neben der infrastrukturellen Versorgung betrifft dies besonders den Wunsch, im unmittelbaren Wohnumfeld seinen eigenen Lebensstil zu erkennen und umzusetzen. Insbesondere in der Mittel- und Oberschicht ist dieses Bedürfnis nach einem Wiedererkennungswert ausgeprägt. Im Kontext mit der zunehmenden Intramobilität, also dem Pendeln zwischen Städten, die vor allem die höheren Einkommensklassen betrifft, resultiert daraus eine verstärkte soziale Fragmentierung des Stadtraums. So entstehen beispielsweise städtische Quartiere als Enklaven, die lediglich die für die Stadt typische Urbanität als Hintergrundressource verwenden, tatsächlich aber aufgrund der erhöhten räumlichen Mobilität der Bewohner keinen Eigenbeitrag für die Stadtgemeinschaft leisten.

Ein vierter Grund, der zu einer veränderten Stadtgesellschaft geführt hat, ist die erhöhte Lebensstildiversität. Verbunden ist damit der Zufluss an neuem kulturellem Kapital in die Städte. Dieses kulturelle Kapital findet seinen Ausdruck in neuen Formen, in neuen Kompetenzen und in neuen Möglichkeiten, unterschiedliche Lebensstile umzusetzen. Hierzu gehört die Kultur der Migranten wie auch öffentlich praktizierte Lebensstile, die bisher im privaten Bereich gepflegt wurden, wie beispielsweise Homosexualität.

Aus soziologischer Sicht stellt sich die Frage, wie sich diese neuen Kompetenzen und Aktivitäten auf das Stadtleben auswirken. Zwei Ausprägungen sind dabei zu unterscheiden: Durch die neuen kulturellen Kompetenzen können Lebensstildiversitäten ausgeglichen und überbrückt werden. So ist es möglich, sozial-kulturell unterschiedliche Personen in Aktivitäten mit einzubeziehen und auf diese Weise eine soziale Fragmentierung der Stadtgesellschaft zu überwinden. Diese Funktion kann als *bridging capital* bezeichnet werden. Das *binding capital* als zweite Funktion beschreibt Leute, die eine sehr starke Gemeinschaftsorientierung aufweisen, jedoch ihre Aktivitäten auf einen Personenkreis beschränken, der den gleichen Lebensstil pflegt.

Als fünfter Einflussfaktor auf die Stadtgesellschaft ist der Intimitätsverlust in den Städten zu benennen. Dieser Verlust an Privatsphäre ist eng mit den sich schnell entwickelnden Wissens- und Informationstechnologien und deren Nutzung im öffentlichen Raum verknüpft. Zwar wird der Gebrauch der Neuen Medien nicht zum Verschwinden der Interaktion im öffentlichen Raum führen, sehr wohl aber zur räumlichen Auflösung des Privaten. Als klassisches Bei-

spiel gilt das Telefonieren: Zunehmend werden im öffentlichen Raum und damit ungeschützt private Angelegenheiten besprochen. Einher geht damit ein Intimitätsverlust, der durch den Wunsch nach authentischen Erfahrungen im Stadtraum kompensiert wird. Also einem Bedürfnis, sich als Bürger im öffentlichen Raum, in der Architektur, im Städtebau und im Stadtbild wiederzuerkennen. Städtische Identität wird somit aufgrund des Intimitätsverlustes im öffentlichen Raum immer wichtiger.

Riskantes Wohnen

Insgesamt führen die beschriebenen Entwicklungen zu einem *riskanten Wohnen*: Auf der einen Seite steht das *Zitadellenwohnen* von Menschen, die sich privilegiertes Wohnen in einem exklusiven und mit einer hohen persönlichen Identität aufgeladenem Umfeld leisten können. Diese Stadtquartiere als eine Form des Siedlungswesens führen zu einer fragmentierten Stadt. Sie sind deshalb riskant, weil sie temporäre Aufenthaltsorte einer mobilen Bevölkerung darstellen. Vor dem Hintergrund zunehmend mobiler Arbeitsbiografien werden diese bevorzugten Stadtquartiere nicht auf Dauer von den gleichen Menschen bewohnt – die durchschnittliche Wohndauer liegt schätzungsweise bei sieben Jahren. Das führt dazu, dass diese Stadtquartiere letztendlich einen Entfremdungseffekt auf die Gesamtstadt ausüben, und die Urbanität wird zu einer Art Hintergrundressource, die aber selbst im Stadtquartier nicht mehr aufzufinden ist.

Auf der anderen Seite stehen diejenigen Personen, die sich das Wohnen in privilegierten Stadtquartieren nicht leisten können. Für sie bedeutet dies, dass sie mit der Angst vor Prekarisierung, sozialer Un-

gleichheit und sozialem Abstieg leben müssen – bis hin zur Gefahr der Obdachlosigkeit. Schon heute ist zunehmend eine Lebensform von Stadtbewohnern zu beobachten, die dem Verhalten Obdachloser ähnlich ist – zum Beispiel sind große Personengruppen auf das Sammeln von Pfandflaschen angewiesen. Damit bezeichnet Obdachlosigkeit weit mehr als das Fehlen eines festen Wohnsitzes, sondern diese strukturell bedingte Obdachlosigkeit ist mehr und mehr charakteristisch für einen fehlenden Wohn- und Lebenszusammenhang.

Planungsperspektiven

Welche Schlussfolgerungen ergeben sich hieraus für die Perspektiven der Stadtplanung? Die Energiewende wird nur dann sinnvolle Antworten auf soziale Problemlagen der Gesellschaft formulieren, wenn sie als ein ökologischer Gesellschaftsentwurf verstanden wird und keine technologische Einzelmaßnahme zur Reduktion des CO₂-Ausstoßes bleibt. Daher muss die Energiewende darauf ausgerichtet sein, stärker ein ökologisch motiviertes Verhalten der Bewohner zu ermöglichen und zu aktivieren. Für das Planungsverständnis bedeutet dies, die Energiewende als Chance zu nutzen, um Aspekte der Ökologie und der Stadtgesellschaft in ein ganzheitliches Planungskonzept zu integrieren und entsprechend umzusetzen. Hierfür benötigen Architekten und Stadtplaner mehr Verantwortlichkeiten und mehr Zuständigkeiten. Sie brauchen einen Handlungsrahmen, der Planung als *bridging capital* versteht und darauf ausgerichtet ist, unterschiedliche Akteure der Stadt ins Gespräch zu bringen und zu konkreten Planungsprojekten aufzufordern.



Prof. Dr. Frank Eckardt studierte Politikwissenschaften, Neuere und Mittlere Geschichte und Philologie an der Universität Kassel. Nach der Promotion bekleidete er eine Juniorprofessur für Soziologie am Institut für Europäische Urbanistik an der Bauhaus-Universität Weimar. 2007 folgte der Ruf auf den Alfred-Grosser-Lehrstuhl für Politikwissenschaften am Sciences Po, Paris. Seit seiner Habilitation 2009 leitet Frank Eckardt den Lehrstuhl für Sozialwissenschaftliche Stadtforschung an der Bauhaus-Universität Weimar.

Ein unter ökologischen Gesichtspunkten geplantes Quartier entsteht in Berlins Zentrum: Die Europacity, basierend auf dem Masterplan von ASTOC Architects and Planners, setzt auf eine urbane Mischung von Arbeiten und Wohnen, von Kunst, Kultur und Freizeit. Umweltfreundlich ist das Mobilitätskonzept, das den Schwerpunkt auf Fußgänger legt